

Die Horcherin.

Novelle von Michael Raab.

Manchmal hatte ich das Gefühl, als ob mich die Gabe, die Worte von den Lippen anderer zu lesen, unter die Horcherinnen treibe. Kam es doch gelegentlich vor, daß ich auf solche Weise vertrauliche Gespräche auffing, die als Geheimnis gebacht waren. Ich schämte mich dieser Gabe, als wäre ich eine Horcherin an der Wand, und des öfteren verwinste ich sie, obwohl sie mir die Natur verliehen hatte und Jahre der Übung sie vervollkommen hatten. Ein anderes Mal dagegen war ich recht froh, in ihrem Befehl zu sein, beispielsweise bei folgender Gelegenheit.

Ich mochte siebzehn Jahre alt geworden sein. Mein Vater war lebend und mein Vater nicht gewillt, sie zu verlassen. Schon hielt ich meinen verprochenen Sommerurlaub für verloren, als zwei Bekannte, Mr. und Mrs. Travers, sich anboten, mich unter ihre Fittiche zu nehmen. Sie planten eine Schwitzkur und einen längeren Aufenthalt in Interlaken, und meine Eltern, die mich bei ihnen gut aufgehoben wußten, nahmen ihr Anerbieten an. Alles ging gut, bis wir nach Interlaken kamen. Dort trafen meine Bekannten ein paar Freunde, die eine Klettertour vor hatten, und da sie tüchtige Touristen waren, brannten sie darauf, sich ihnen anzuschließen. Ich bildete ihr Sincorant. Ihr Ausbleiben dauerte vermutlich eine Woche, und was sollte indes in dem großen Hotel aus mir werden? Unter den Gästen, die mir im Hotel kennen lernten, befand sich eine Witwe in mittleren Jahren, Mrs. Savoyhorne. Als sie erfuhr, um was es sich handelte, erbot sie sich, in Abwesenheit von Mr. und Mrs. Travers mich zu übernehmen, und versprach, die größtmögliche Sorge für mich zu tragen.

Im selben Hotel logierten die Geschwister Mr. und Mrs. Sterndale, denen ich mich anfreundete. Mr. Sterndale mochte etwa fünfundsiebzig Jahre alt sein, seine Schwester um ein bis zwei Jahre jünger. Mr. Sterndale erwiderte mir ein paar Aufmerksamkeiten, die meinem Mädchenherzen um so wohler taten, als man sich immer noch wie ein Kind zu behandeln pflegte und es mir nicht gelinnte wollte mich als Erwachsene durchzusehen. Am dritten Tage nach Mr. und Mrs. Travers' Abreise kam Mrs. Savoyhorne zu mir, mit langem Gesicht, einem Brief in der Hand. „Meine Liebe“, rief sie, ich bin trostlos, aber ich muß heute noch nach England abreisen. Was soll mit Ihnen geschehen? Ihre Schwester war auf den Tod erkrankt und sie mußte zu ihr. Ich hatte indes eine Menge Leute im Hotel kennen gelernt, die alle freundlich zu mir waren. Das sagte ich ihr, und daß sie sich meinethalben keine Sorge zu machen brauche. Nach am selben Nachmittag reiste sie ab, und schon am nächsten Tage begannen meine Leiden.

Gleich am Morgen, Ich sah mit einem Buche auf der Terrasse und plauderte mit Mr. Sterndale. Er erhob sich und ging seiner Schwester entgegen, die am anderen Ende der Terrasse durch die Glaskür herauskam und mir zulächelte, als sie mich sah. Die Anrede ihres Bruders konnte ich nicht entnehmen, weil er mir den Rücken zulehnte, ihre Antwort aber los ich deutlich von ihren Lippen ab.

„Sie hat irgendein rotes Maroquin-Schmuckstückchen auf dem Kaminsims stehen, ich lege es in's unterste Fach. Abgesehen von dem goldenen Armband, das sie immer trägt, ist nichts als kindischer Blunder drinnen.“ Worauf zielte sie? Ich hatte ein rotes Maroquin-Schmuckstückchen auf dem Kaminsims stehen und trug häufig ein goldenes Armband. Sie habe etwas in's unterste Fach gelegt, sagte sie. In meinem Schmuckstückchen gab es Fächer, meinte sie eine davon? Absurde Idee! Und dennoch berührte es mich seltsam. Wären wir nicht nach St. Beatenberg aufgebrochen, ich wäre geradeaus in mein Zimmer gegangen, um nachzufehen.

Am Abend zuvor hatten wir — eine Gesellschaft von fünf, sechs Personen — einen Ausflug nach St. Beatenberg am Thunersee verabredet. Sie alle hatten sich nach und nach auf der Terrasse eingefunden. Ich konnte nicht gut einschließen und den Aufbruch verschlafen. Aber so töricht ich es empfand, war meine gute Laune dahin, meine Freude an der Partie verdorben.

Nach der Rückkehr ins Hotel suchte ich mein Zimmer auf und ging gerade auf mein rotes Schmuckstückchen zu. Es war verschlossen, so wie ich es verlassen. Dennoch zog ich meine Schlüssel hervor und öffnete es. Der Inhalt schien unberührt. Ich hob die zwei Fächer und — erschrock. Zu unterst lag ein Anhänger, ein schöner Brillantenanhänger. Er gehörte nicht mir. Sollte ihn Mrs. Sterndale hierher gelegt haben? War es das, was sie meinte?

Ich nahm das Schmuckstück heraus. Es war herrlich. Bei näherer Betrachtung regte sich in mir das unbehagliche Gefühl, als hätte ich es schon im Hause an irgend jemand gesehen. In meinem Hirn wirkte es, so daß ich mich nicht erinnerte, an wem. Ich brachte rasch meine Toilette in Ordnung und nahm den Anhänger in die Hand, entschlossen, Mrs. Sterndale auf jede Gefahr hin zu fragen, warum sie ihn zu mir hineingelegt habe. Ich eilte hinunter und härmte in's Gesellschaftszimmer, wo ich an der Tür mit Mrs. Goodbridge zusammenstieß. „Um Gotteswillen, Kind, geben Sie acht!“ rief sie. „Beinahe hätten mich umgeworfen.“

„O, Mrs. Goodbridge“, rief ich und starrte mit dummen Gesicht die ältere Dame an, die mir bei jeder Gelegenheit ihre unerbittliche Abneigung zeigte. „Was ist denn geschehen, Sie sehen so erregt aus.“ „Was geschehen ist? Ein Dieb ist im Hause. Mein Brillantenanhänger ist mir gestohlen worden.“ „Ihr Anhänger — gestohlen! War er die Erklärung? War es möglich? — Wie verlor er sich?“ Ich wollte sprechen, aber wie gelähmt war mir die Zunge.

„Starren Sie mich nicht so an, als hätten Sie einen Mord begangen“, rief Mrs. Goodbridge. „Geben Sie mit meinem Anhänger einen bösen Streich ausgeführt.“ „Ich... ich fand ihn“, stammelte ich und hielt ihm die offene Hand mit dem Anhänger hin.

„Mein Anhänger!“ rief sie, ihn mir entziehend. „Sie Diebin! Und Sie haben die Freiheit, anzugeben, daß Sie ihn fanden! Immer hatte ich eine Abneigung gegen Sie, aber für eine Diebin hätte ich Sie doch nicht gehalten. Aus meinen Augen!“ Sie gab mir einen Stoß, daß ich auf dem glatten Boden ausglitt und an einen Kaminfuß anprallte, und laufe aus dem Zimmer. Ich war allein und in meinem benedicten Zustand. Mit siebzehn Jahren ist man, so erwachsen man sich dünkt, doch noch ein Kind, und ich war in der Fremde, ohne Freund in dem großen Hotel, ohne einen Ratgeber.

Das Diner verlief für mich schrecklich. Und noch schlimmer erging es mir später im Gesellschaftszimmer. Mrs. Sterndale hatte die Kühnheit, zu mir zu kommen und mir gegenüber die teilnehmende Freundin zu spielen: „Sie sind so allein, Mrs. Lee“, begann sie. „Warum sehen Sie mich so sonderbar an? Haben Sie übte Nachrichten von Hause?“

Ich war im Begriff, ihr die gebührende Antwort zu geben, da fiel mein Blick auf Mr. Sterndale und Mrs. Goodbridge, die am offenen Fenster ihren Kaffee tranken. Mr. Sterndale sah mir gerade gegenüber. Er redete unaufhörlich. Obwohl ich keinen Laut vernahm, sah ich genau, was er sprach. Und seine Neugier machte mich verstummen: „Natürlich ist das Mädchen eine Diebin. Einigen Verdacht mochte ich schon gehabt haben, zur Gewissheit wurde es mir erst heute. Einer meiner Bekannten hielt sich Nachmittags auf seiner Durchreise hier auf. Der Vater von Leeds.“ Ich wunderte mich, daß es nicht der Bischof von London gewesen. „Er sah unsere Freundin...“ Eine leichte Reizung des Kopfes nach der Richtung zu mir.

„Und rief aus: 'Gott, das ist ja das Burnett-Mädchen!' „Burnett-Mädchen? Nein, sie heißt Judith Lee“, erwiderte ich. „So hier nennt sie sich Lee? Das ist ausschlaggebend. Zu Anfang der Saison logierte sie in Pontresina in demselben Hotel, wo ich wohnte. Sie nannte sich Burnett. Durch die ganze Zeit erregten sich Diebstähle. Schließlich vermißte eine Kuffin einen wertvollen Schmuck. Damit ist alles gesagt.“ Mrs. Burnett bedrückte.

Ich hatte genug erfahren. Mrs. Sterndale mochte all die Zeit zu mir gesprochen haben, aber meine Aufmerksamkeit war vollständig dort gefesselt, wo ich nichts zu hören bekam. Ich stand auf und verließ das Zimmer, ohne ein Wort an Mrs. Sterndale zu richten. Draußen erinnerte ich mich, mein Taschentuch, mein bestes Spitzentuch, auf dem Tisch drinnen vergessen zu haben. Mitten in meiner Aufregung fiel es mir schwer, es zu verlieren. Ich ging zurück, um es zu holen.

Mrs. Sterndale hatte sich zu ihrem Bruder und Mrs. Goodbridge geflüchtet. Ein paar Gäste umstanden sie, offenbar voll Interesse an ihrem Gespräch. Ich fand mein Taschentuch. Im Abgehen las ich die Worte von Sterndales Lippen: „... und bin enttäuscht. Ich mochte sie gern, aber ich fürchte, sie gehört zu den Geschöpfen, über die man am besten schweigt.“

Daß diese Worte auf mich gemünzt waren, zweifelte ich nicht. Ich verbrachte eine schlaflose Nacht. Schwer lastete auf mir das Bewußtsein meiner Einsamkeit, die Tatsache, daß ich nicht über genügend viel Geld verfügte, um die Hotelrechnung bezahlen zu können, und Mr. und Mrs. Travers mein Retourbillet nach London mitgenommen hatten, wodurch mir die Möglichkeit einer Abreise benommen war.

Am folgenden Morgen waren die Lügen über mich so weit verbreitet, daß ich von Jedermann gemieden wurde. Nach dem Frühstück eilte ich ins Freie hinaus. Als ich wieder die

Terrasse betrat, sah ich die Sternpales beisammenstehen in so ansehnlichem Gespräch, daß sie mich nicht bemerkten. Nichts mehr wünschte ich von diesen Heuchlern zu wissen, und dennoch schweifte mein Blick inständig zu ihnen hinüber und fing die Worte auf, die Mr. Sterndale rasch und mit Nachdruck sprach: „Ich sage Dir, heute werden wir es ausführen. Ueber die kleine Gans sind hier die Affen geschlossen. Wir können das Haus ausrauben, und sie wird dafür eingesperrt werden. Es gibt hier nur zwei Stüde von eigenem Wert: Mrs. Anstruthers Brillantenhandschuh und die Perlen der Amerikanerin. Den Rest magst Du unserer jungen Freundin zum Geschenk machen. Auf sie wird der Verdacht fallen, und wir reisen gemächlich mit der beiden Kofferarbeiten ab, ohne daß unser Name bestet wird.“

Genau erfasste ich die Sache nicht. Ich begriff nur, daß er es noch weiter auf mich abwarf. Aber es war mir nicht klar, worauf er hinstellte, wenn er von den kostbaren Juwelen Mrs. Anstruthers und dem Geschnitten der Amerikanerin, Mrs. Newballs, Erwähnung tat.

Den ganzen Tag wurde ich von Niemandem eines Wortes gewürdigt. Man mich nicht auffällig — und war doch früher so freundlich zu mir gewesen. Auf dem Wege zu meinem Zimmer wo ich für das Diner — für mich eine Farce — Toilette zu machen gedachte, wurde ich von einem Kellner aufgefordert, den Direktor in seinem Bureau aufzusuchen. Die borsche Art des Kellners drängte mir eine entsprechende Antwort auf die Zunge, aber ein gewisses Etwas in seinem Blick änderte meinen Sinn, und ich ließ mich mit einem unerschrocken mißbehaglichen Gefühl in das Santuarium des Direktors führen.

Der Direktor, ein jüngerer in seinem Wesen abgeklärter Mann, empfing mich allein in seinem Bureau. Er moß mich mit einem strengen Blick einen Untergebenen, der eine Schuld beging, und begann: „Heißen Sie wirklich Judith Lee oder ist es ein angenehmer Name?“ Ich harzte ihn an: „So heiße ich. Lee ist mein Name.“

„Nun, das ist Ihre Sache. Meine Sache ist, Ihnen anzuzeigen, daß Ihnen der weitere Aufenthalt in diesem Hotel verboten ist. Ich bitte, es sofort zu verlassen. Sie haben einer Dame bei uns ein Schmuckstück entwendet. Hier ist Ihre Hotelrechnung. Bitte sie zu bezahlen und...“

„Die wird Mrs. Travers, im Besitz meines Reisepasses, nach ihrer Rückkunft morgen oder übermorgen bezahlen.“ „So?“ höhnte der Mann. „Falls sie nicht mit Ihnen unter einer Decke steht.“

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und eine Dame schob in größter Aufregung herein — Mrs. Anstruther. „Meine Brillanten sind fort!“ rief sie. „Jemand hat meine Brillanten gestohlen!“ Sie fant atemringend in einen Stuhl. „Ich begab mich, um Toilette zu wechseln, in mein Schlafzimmer, öffnete meinen Koffer, entnahm ihm meine Schmuckstücke, schloß sie auf, meine Brillanten waren fort! Man hat sie mir gestohlen — gestohlen — gestohlen!“

„Das ist sehr ernst, Mrs. Anstruther“, sagte, peinlich berührt, der Direktor. „Ernst?“ fiel sie ihm in's Wort. „Müssen Sie mir das erst sagen? Die Brillanten sind tausendmal mehr wert als Ihr Hotel, und sie sind fort. Aus meinem Koffer, aus meinem Zimmer Ihres Hotels sind sie gestohlen worden.“

Sie schloeberte ihm die Worte in's Gesicht. Er sah mich an und fragte: „Was wissen Sie darüber?“ Ehe ich das Wort zu einer Antwort fand, ging die Tür auf und herein kam Mrs. Newball nebst sechs, sieben Frauen in Begleitung ihrer Gatten und Bräuer. Sie alle waren bestohlen worden. Mrs. Newball ihrer fünf Reiben Perlen und jede andere des wertvollsten Stüdes aus ihrem Schmuck. Sie alle waren tief erregt. Sie alle schrien durcheinander. Und immer kam frischer Zug und ein jeder gab einen neuen Bericht über einen Verlust. Mit Mühe stellte der Direktor einigermassen die Ruhe her und in Gegenwart aller deutete er mit dem Finger auf mich mit dem Vorwurf: „All das haben Sie angerichtet! Sie!“

„Der Anhänger ist mein Eigentum und wurde mir gestohlen von diesem Geschöpf hier gestohlen. Unmöglich ist es nicht, daß sie sich heute bei anderen Leuten einschlich, und das gleiche Manöver vornahm.“ geiferte Mrs. Goodbridge.

Der Direktor wendete sich an einen Untergebenen. „Das Gepäck dieses Mädchens ist vor Zeugen sofort einer Durchsuchung zu unterziehen. Lassen Sie mich das Resultat ehemöglichst wissen.“

Als der Untergebene das Bureau verließ, bemerkte ich Mr. Sterndale unter den Anwesenden. Fast zu gleicher Zeit trat seine Schwester ein. Sie blickte verwundert über den Aufruhr umher. Dann näherte sie sich ihrem Bruder, wispelte ihm etwas zu, worauf er ihr etwas zulüftete. Es waren auf jeder Seite nur ein paar Worte, aber mein Herz hüpfte vor Freude. Mut und Kraft besetzten mich und etwas, was mehr als Hoffnung war, richtete mich auf: die Sicherheit. Denn sie hatten sich mir ausgeliefert. Nie war ich meiner Horgergabe — denn so mag man es nennen — dankbarer gewesen als in jenem Augenblick. Ich wußte, daß ich nur auf den gegebenen Moment zu warten brauchte, und das Neß, in dem sie mich gefangen glaubten, würde sich über ihnen schließen, während ich frei ausgehen mußte.

Der Untergebene kam in überraschend kurzer Zeit mit einer Handtasche zurück — einer braunen Handtasche — die ich als mein Eigentum erkannte.

Wie ein Schwarm Bienen umringten ihn die aufgeregten Hotelgäste. Mit Mühe drängte er sich durch. „Was haben Sie in dieser Tasche?“ fragte ihn der Direktor. Und als die Gäste Anfallten trafen, sich auf die Tasche zu werfen, streckte der Direktor die Tasche beschirmend, beide Arme aus und rief entschieden: „Bitte zurücktreten. Vor Ihren Augen soll die Sache regelrecht geordnet werden. Nur Ruhe. Bei einer solchen Verwirrung ist nichts anzufangen.“

Während er die Tasche auf den Tisch legte und öffnete, richtete er an den jungen Mann die Fragen: „Wo haben Sie die Tasche gefunden?“ „In ihrem Zimmer.“ Der junge Mann deutete mit dem Finger auf mich.

„War bei Ihrem Eintritt noch jemand im Zimmer?“ „Ich sah drei Personen. Zuvörderst fiel mir dieses Tasche auf. Der Anblick ihres Inhaltes genigte mir. Und auch Ihnen wird er, glaube ich, genügen.“

Der Direktor warf einen Blick in das Innere der Tasche. Dann kehrte er sie um und schüttelte ihren Inhalt auf den Tisch. Welch eine reiche Sammlung an Juwelen! Wohl jede einzelne Person im Hotel hatte ihren Anteil daran. Erstaunliche Geschicklichkeit der Diebe, sie in so kurzer Spanne Zeit, ohne entbedt zu werden, an sich zu bringen! Der Direktor drängte die heranströmenden Gäste gewaltfam zurück. Mrs. Anstruthers Stimme schrillte aus dem Tumult hervor: „Sind meine Brillanten dabei?“ Und Mrs. Newballs: „Und meine Perlen?“

Der junge Mann durchsuchte den Haufen der Schmuckstücke und aller Augen hing gespannt an ihm. Endlich meldete er das Resultat seines Suchens: „Hier sind weder Mrs. Anstruthers Brillanten noch Mrs. Newballs' Perlen.“

Drohend erhob der Direktor den Finger gegen mich. Sie alle entwideten plötzlich die Manie, auf mich zu deuten. „Wo haben Sie Mrs. Newballs' Perlen und Mrs. Anstruthers Brillanten? Gestehen Sie! Immerhin besser als das Heucheln. Wir werden die Juwelen zu finden wissen, trotz Ihres Schweigens.“

Wie er mich andronerte! Aber es ging mir nicht nahe, so sehr es mir sonst verhasst war, angehehrt zu werden. „Den Ort, wo sie liegen, kann ich Ihnen angeben. Wenn es das ist, was Sie meinen“, erwiderte ich in ruhigem Ton.

„Zawohl“, das meine ich. Rasch, sprechen Sie!“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch, um mich einzuschüchtern. Aber diese Wirkung übte kein Benehmen nicht auf mich.

Wenn Sie annehmen, daß ich all diese Dinge in meine Handtasche — denn mein Eigentum ist sie allerdings — hineingelegt und damit etwas zu tun hatte, so sind Sie im Irrtum“, sagte ich gelassen.

„Meine Lügen, wenn ich bitten darf“, donnerte der Direktor. „Wo sind die Schmuckstücke dieser Damen — die Wahrheit!“

„Die Wahrheit will ich Ihnen eben mitteilen, wenn Sie ein wenig Geduld haben“, entgegnete ich unerschrocken. „Ich werde Ihnen damit eine kleine Ueberprüfung bereiten.“ Dessen war ich so sicher, daß die Sache mich zu belustigen begann. „Mir ist die Gabe verfallen, die sonst den Kaufsummen eigen ist: den Leuten die Worte, die sie sprechen, von den Lippen abzulösen. Ich weiß, was die betreffende Person spricht, wenn ich es auch nicht höre.“

„Der Anhänger ist mein Eigentum und wurde mir gestohlen von diesem Geschöpf hier gestohlen. Unmöglich ist es nicht, daß sie sich heute bei anderen Leuten einschlich, und das gleiche Manöver vornahm.“ geiferte Mrs. Goodbridge.

Man unterbrach mich mit spöttischen Bemerkungen, aber ein älterer Herr, der allgemeine Autorität besaß, verschaffte mir Gehör. Ich wiederholte was Mrs. Sterndale gestern morgens ihrem Bruder auf der Terrasse gesagt hatte. Es bot mir eine Genugtuung, die erschrockenen Gesichter des Geschwisterpaares zu sehen. Beide widersprachen mir lärmend, aber ich fuhr in meinem Bericht unbekümmert fort. Ich schilderte meine trübe Gemütsstimmung vom Tage vorher und wie ich, vom Ausflug zurückgekehrt, im untersten Fach meines Schmuckstückchens den Brillantenanhänger fand, hinunter ging, um Mrs. Sterndale nach der Ursache zu fragen, warum sie ihn dorthin gelegt, Mrs. Goodbridge anrannte, die ihren Verlust beklagte, und ihr betroffen den Anhänger hinhielt, in einer Weise, die leicht einen Verdacht auf mich laden konnte.

Mr. und Mrs. Sterndale hoben ein Gesicht gegen mich an, und wäre der alte Herr nicht dazwischen getreten, so hätte Mrs. Sterndale einen persönlichen Angriff auf mich ausgeübt. Dessenungeachtet fuhr ich in meiner Erzählung fort. Der Eindruck entging mir nicht, den ich allmählich auf meine Zuhörer gewann. Besonders als ich das kurze Gespräch der Geschwister von heute Morgen wieder gab. Die Sterndales kümmten und tobten. Der ältere Herr verhalf mir zu meinem Rechte, meine Erzählung zu beendigen.

Es war nicht viel hinzuzufügen. Mit Sicherheit konnte ich es nicht behaupten, aber ich vermutete, daß Mrs. Sterndale die Diebstähle ausübte, während ihr Bruder die Eigentümer anderweitig beschäftigte. Bei dieser Neuerung wechselten meine Zuhörer Blide. Nachträglich erfuhr ich, daß Mrs. Sterndale Ausflüge veranfaßt hatte, woran sich nahezu alle Hotelgäste beteiligten, mit Ausnahme seiner Schwester, die als eine Tour nach einer anderen Richtung zu unternehmen vorgab.

Ich fuhr in meinen Ausführungen fort, daß trotz der Machinationen des Geschwisterpaares das ganze Haus mich als Diebin betrachtete, weil es den Verdacht auf mich lenkte und meine Tasche mit dem gestohlenen Gut füllte.

„Dies geschah aus folgendem Grunde“, erklärte ich. „Ich sah Mrs. Sterndale heute morgen zu seiner Schwester sagen, daß es nur zwei Schmuckstücke von Wert in diesem Hause gebe: Mrs. Anstruthers Brillanten und Mrs. Newballs' Perlen. Log der Rest der gestohlenen Sachen in meiner Handtasche, so war ich als Diebin gebrandmarkt, sie aber burften frei von jedem Verdacht im Besitze der zwei Schmuckgegenstände bleiben, die jeder für sich einen größeren Wert repräsentieren als der Rest insgesamt.“

„Und wo mögen die beiden Schmuckstücke versteckt liegen, junge Dame?“ fragte der ältere Herr.

„Mrs. Sterndale raunte bei ihrem Eintritt hier ihrem Bruder ein paar taum ihnen selbst hörbare Worte zu“, erwiderte ich. „Aber ich sah beider Gesichter und wußte genau, wozu die Rede war. Er machte ihr bekannt, daß er Mrs. Anstruthers Brillanten in der Tasche seines Notetage.“

„Infolge Lügnerin!“ rief Mr. Sterndale. „Ich bleibe nicht länger in diesem Zimmer, wo ich von einem so elenden Geschöpf insultiert werde...“

Er schritt zur Tür. „Aufhalten!“ rief ich. Aber schon wurde die Tür von außen aufgestoßen. Die Tür, Mrs. Sterndale, daß er zurückfuhr, und Mr. und Mrs. Travers wurden sichtbar. Wie froh war ich, sie zu sehen! „Aufhalten!“ wiederholte ich. Und: „Greifen Sie in die Notetage dieses Mannes und nehmen Sie heraus, was Sie finden.“

Dr. Travers, ein Riese an Gestalt und Kraft, behielt die Oberhand. Er förderte ein Brillantenhandschuh an's Tageslicht.

„Und wo sind meine Perlen?“ fragte Mrs. Newball erregt.

„Mrs. Sterndale wispelte ihrem Bruder zu, daß sie die Perlen in der Innenseite ihre Toilette trage“, sagte ich.

Und so war es. Ein allgemeiner Aufruhr griff Platz. Alles schrie durcheinander. Mrs. Travers legte den Arm um mich, und ich fühlte mich so glücklich wie nie zuvor.

Es wurde keine Verfolgung der Sterndales — denen ebensowenig dieser Name angehörte wie sie Geschwister waren — eingeleitet. Es gestülte mich nicht, eine unabsehbar Zeit in der Schweiz zu bleiben, um Zeugenschaft in einem Prozeß abzulegen, für den ich kein Interesse hegte. Die Gäste in dem Hotel ebensowenig. Sie waren wieder im Besitz ihrer Sachen — das genügte ihnen.

Indes entgingen die Verbrecher der Strafe des Gefängnis nicht. Sie wurden in derselben Nacht in Interlaken wegen eines anderen Delikts verhaftet. Es scheint, daß sie den Diebstahl in Pontresina ausführten, den Mr. Sterndale seinen geistlichen Freund mir zuschreiben ließ. Dort handte sie den Namen Mr. und Mrs. Burnett geführt. Sie wurden schuldig erkannt und zu langjährigem Gefängnis verurteilt.

Man unterbrach mich mit spöttischen Bemerkungen, aber ein älterer Herr, der allgemeine Autorität besaß, verschaffte mir Gehör. Ich wiederholte was Mrs. Sterndale gestern morgens ihrem Bruder auf der Terrasse gesagt hatte. Es bot mir eine Genugtuung, die erschrockenen Gesichter des Geschwisterpaares zu sehen. Beide widersprachen mir lärmend, aber ich fuhr in meinem Bericht unbekümmert fort. Ich schilderte meine trübe Gemütsstimmung vom Tage vorher und wie ich, vom Ausflug zurückgekehrt, im untersten Fach meines Schmuckstückchens den Brillantenanhänger fand, hinunter ging, um Mrs. Sterndale nach der Ursache zu fragen, warum sie ihn dorthin gelegt, Mrs. Goodbridge anrannte, die ihren Verlust beklagte, und ihr betroffen den Anhänger hinhielt, in einer Weise, die leicht einen Verdacht auf mich laden konnte.

Mr. und Mrs. Sterndale hoben ein Gesicht gegen mich an, und wäre der alte Herr nicht dazwischen getreten, so hätte Mrs. Sterndale einen persönlichen Angriff auf mich ausgeübt. Dessenungeachtet fuhr ich in meiner Erzählung fort. Der Eindruck entging mir nicht, den ich allmählich auf meine Zuhörer gewann. Besonders als ich das kurze Gespräch der Geschwister von heute Morgen wieder gab. Die Sterndales kümmten und tobten. Der ältere Herr verhalf mir zu meinem Rechte, meine Erzählung zu beendigen.

Es war nicht viel hinzuzufügen. Mit Sicherheit konnte ich es nicht behaupten, aber ich vermutete, daß Mrs. Sterndale die Diebstähle ausübte, während ihr Bruder die Eigentümer anderweitig beschäftigte. Bei dieser Neuerung wechselten meine Zuhörer Blide. Nachträglich erfuhr ich, daß Mrs. Sterndale Ausflüge veranfaßt hatte, woran sich nahezu alle Hotelgäste beteiligten, mit Ausnahme seiner Schwester, die als eine Tour nach einer anderen Richtung zu unternehmen vorgab.

Ich fuhr in meinen Ausführungen fort, daß trotz der Machinationen des Geschwisterpaares das ganze Haus mich als Diebin betrachtete, weil es den Verdacht auf mich lenkte und meine Tasche mit dem gestohlenen Gut füllte.

„Dies geschah aus folgendem Grunde“, erklärte ich. „Ich sah Mrs. Sterndale heute morgen zu seiner Schwester sagen, daß es nur zwei Schmuckstücke von Wert in diesem Hause gebe: Mrs. Anstruthers Brillanten und Mrs. Newballs' Perlen. Log der Rest der gestohlenen Sachen in meiner Handtasche, so war ich als Diebin gebrandmarkt, sie aber burften frei von jedem Verdacht im Besitze der zwei Schmuckgegenstände bleiben, die jeder für sich einen größeren Wert repräsentieren als der Rest insgesamt.“

„Und wo mögen die beiden Schmuckstücke versteckt liegen, junge Dame?“ fragte der ältere Herr.

„Mrs. Sterndale raunte bei ihrem Eintritt hier ihrem Bruder ein paar taum ihnen selbst hörbare Worte zu“, erwiderte ich. „Aber ich sah beider Gesichter und wußte genau, wozu die Rede war. Er machte ihr bekannt, daß er Mrs. Anstruthers Brillanten in der Tasche seines Notetage.“

„Infolge Lügnerin!“ rief Mr. Sterndale. „Ich bleibe nicht länger in diesem Zimmer, wo ich von einem so elenden Geschöpf insultiert werde...“

Er schritt zur Tür. „Aufhalten!“ rief ich. Aber schon wurde die Tür von außen aufgestoßen. Die Tür, Mrs. Sterndale, daß er zurückfuhr, und Mr. und Mrs. Travers wurden sichtbar. Wie froh war ich, sie zu sehen! „Aufhalten!“ wiederholte ich. Und: „Greifen Sie in die Notetage dieses Mannes und nehmen Sie heraus, was Sie finden.“

Dr. Travers, ein Riese an Gestalt und Kraft, behielt die Oberhand. Er förderte ein Brillantenhandschuh an's Tageslicht.

„Und wo sind meine Perlen?“ fragte Mrs. Newball erregt.

„Mrs. Sterndale wispelte ihrem Bruder zu, daß sie die Perlen in der Innenseite ihre Toilette trage“, sagte ich.

Und so war es. Ein allgemeiner Aufruhr griff Platz. Alles schrie durcheinander. Mrs. Travers legte den Arm um mich, und ich fühlte mich so glücklich wie nie zuvor.

Es wurde keine Verfolgung der Sterndales — denen ebensowenig dieser Name angehörte wie sie Geschwister waren — eingeleitet. Es gestülte mich nicht, eine unabsehbar Zeit in der Schweiz zu bleiben, um Zeugenschaft in einem Prozeß abzulegen, für den ich kein Interesse hegte. Die Gäste in dem Hotel ebensowenig. Sie waren wieder im Besitz ihrer Sachen — das genügte ihnen.

Indes entgingen die Verbrecher der Strafe des Gefängnis nicht. Sie wurden in derselben Nacht in Interlaken wegen eines anderen Delikts verhaftet. Es scheint, daß sie den Diebstahl in Pontresina ausführten, den Mr. Sterndale seinen geistlichen Freund mir zuschreiben ließ. Dort handte sie den Namen Mr. und Mrs. Burnett geführt. Sie wurden schuldig erkannt und zu langjährigem Gefängnis verurteilt.

Ins Feld zurück.

Stütze von G. Anlepp-Stüb.

„Vater muß wieder ins Feld zurück? Ruß nochmal in den Krieg?“ So klang es entsetzt und schmerzlich aus dem Kindermund. Ein prächtig eingerichtetes Kinderzimmer — zwei Kinder darin, ein Knabe, zehnjährig ein Mädchen von acht. „Aber, Hans-Heinz —“ Nicht fassen konnte es das Kind. Nach Pappas schredlicher Verwundung war es eine selbstverständliche Voraussetzung von ihr, daß er zu Hause blieb. Und nun hatte Hans-Heinz eben gesagt, er müsse wieder ins Feld zurück. Er lieh lief entgegen die Händchen mit dem grauen Strickzeug finten. Sie starrte immerzu den Bruder an. Der stand, den Kopf erhoben mit glänzenden Augen. Und so selbstsam schwingend kam seine Stimme jetzt: „Aber gewiß — was dachtest Du bloß? Ein verwundeter Soldat kann doch kaum die Zeit erwarten, ehe er wieder zur Front gehen darf — und nun beforders unser Vater!“

„D — Du meinst, unser Vater könnte es auch nicht erwarten?“ „Na und ob — grad unser Vater, der das Eisener Kreuz erworben hat — der freut sich, daß er jetzt ins Feld zurück kann.“ „Jetzt...?“ „Ja —“ sagte Hans-Heinz, schon heute!“ Da weinte Klein-Erika laut auf. Und gerade trat der Vater ein. „Na nu — was gibst' denn hier?“ Keine Antwort. Endlich das halb von Tränen erlichte Stimmchen Eritas: „Hans — Heinz sagt, Du müßest heut' ins Feld zurück.“ „Ja, Kind — ich muß allerdings heute fort! Und nun sei hübsch artig — zeig' mir einmal, wie fleißig Du warst. Sieh da, also Pulswärmer strickt mein kleines Mädchen.“ Er hob die Arbeit auf. Da glitt ein Freudenstrahl über das verweinte Gesichtchen. „Ja — vier Paar sind schon fertig!“ Der Hauptmann probierte ein Paar. „D — wie prachtwoll warm — darf ich sie gleich anbehalten?“ Die Erika nickte, selig, hoch erfreut. „Du sollst sie alle haben!“ „D nein, Lieblich, es gibt noch mehr Soldaten, die solche brauchen können!“ „Ach — ich fride für alle, alle welche!“ „Na, da frid nur! Aber jetzt komm, gib Papa erst einen Kuß!“ Der Mann beugte sich nieder und küßte das Kind, mit leidenschaftlichen, heimlich zuckenden Lippen. Dann hob er seines Knaben Kinn. „Und von Dir, Hans-Heinz, weiß ich — Du bist mein verlässlicher Junge, mein treuer, kleiner Kamerad — Du wirst sehr gehoramt und fleißig sein!“

Da bligte es in den blauen Augen auf, hoch redte sich die schlante Knabengehalt. „Aber, Vater — das ist doch selbstverständlich!“

Da packte es den Mann. „Junge, mein Junge, Du —“ Tief tauchten ihre Blicke ineinander, und bewegt und stolz sagte sich der Vater, daß ihre Seelen von der gleichen Begeisterung erfüllt seien.

Karola stand vor dem Zimmer ihres Mannes. Ihr war es, als ob sie nicht hineingehen könne. Eine Furcht und dabei ein ganz leises Hoffen, daß er vielleicht doch noch bliebe — er war ja kaum genesen. Ihre Gedanken gingen zurück zu dem ersten Abschied. Noch einmal war es ihr, als durchlebte sie in den langen Stunden schlafloser Nächte Jahrzehnderte des Lebens, Aeonen der Qual. Und wieder war es, als hehlten ihre brennenden Augen die Verlustlisten durch — stand ihr das Herz still, als sein Name kam. O Gott, — o Gott, — und dann das Wiedersehen! Karola griff sich an die Stirn. Das alles sollte sie noch einmal durchleben? Sie stand und stand. Ihr Herz schlug stark. Ihre Zähne schlugen hörbar aufeinander. Doch: ruhig sein! Start sein! Es waren heilige Leiden. Sie mußten tapfer durchlitten werden. Sie trat ein; ihr Mann sah am Schreibtisch. Er schrieb noch ein Allerleisest. Helm und Säbel lagen auf dem Tisch. Beim Anrücken der Kline wandte er sich um, stand auf und ging der Frau entgegen. „Karola...“ Er rief den Namen in einem Ton und mit einem Blick, der die zarte Frauengestalt in eine Wolke von Liebe und Zärtlichkeit hüllte. Er wollte sie an sich ziehen. Sie aber bat: „Nicht so — bitte, nicht so, es macht so weid.“ Ihre schmalen Finger umschlossen fast trampfhaft seine Hand. So hielt sie ihn. Und wie ein heimlich inbrünstiges Hoffen auf Verneinung klang es durch ihre Frage: „Du mußt jetzt fort?“ Er nickte nur. Dann hob er ihre Hand und küßte sie, immer wieder, wortlos. Da — horch — Janarentlänge: Dankesankuren vom Rathaussturm. „Nun danke alle Gott —“ Sie, Sieg! Und Dank, Dank! Der Hauptmann rief dem Helm wieder vom Haupt. Er faltete die Hände über der blanten Spitze. „Der große Dinge tut an uns und allen Enden.“ Er rief sein Weib an die Brust und sah sie an, tief tief. Und danach, fast wie ein Schreien klang: „Karola — wir müssen fliehen und wir werden fliegen! Leb' wohl, mein Weib — ich komme wieder! Ich komme bestimmt wieder!“

Ein dumpfer Schrei. Karola war allein. Ihr Mann war — ins Feld zurück.